



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ — „Darum sage ich Euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung?“ — „Betrachtet die Vögel des Himmels! sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht vielmehr als sie?“ — „Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeshänge eine Elle zusehen?“ — „Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all' seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Dien geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen!“ — „Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürftet.“ — „Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch dieses Alles zugegeben werden.“

Papsttum und Kirche.

6.

Es wird nicht ganz ungewöhnlich sein, lieber Leser, einigen weiteren Einwürfen zu begegnen, die Bornurteil oder Unwissenheit immer wieder gegen die göttliche Einsetzung des Papsttums vorzubringen pflegen. Was ist z. B. nicht über die Verbrechen und Ungerechtigkeiten einzelner Päpste im Laufe der Jahrhunderte geschrieben worden! Man behauptet ferner, die Päpste seien lange Zeit hindurch ein ganz weltlich gesinntes Geschlecht von Menschen gewesen, die nur nach irdischer Macht gestrebt und getrachtet hätten, den Monarchen die Krone vom Haupte zu reißen; die getrachtet hätten, nicht nur auf geistigem, sondern auch auf politischem Gebiete die Herren der Welt zu werden.

Allein, lieber Leser, wenn Jemand das Alles für wahr hielte, was nach dieser Richtung einzelnen Päpsten vorgeworfen wird: würde er darum schon berechtigt sein, die Worte Christi: „Du bist Petrus etc.“ in einem anderen Sinne zu deuten, als unsere Kirche sie von den Tagen der Apostel an gedeutet hat? Würde er — von seinem (subjektiven) Standpunkte aus — deshalb das Recht haben, die Einsetzung des Papsttums durch den göttlichen Stifter der Kirche zu leugnen? Schlagen wir die hl. Schriften des Alten Bundes auf, so finden wir, daß viele Inhaber der hohepriesterlichen Würde von Heli bis auf den unglückseligen Kaiphas ihren Stand verunehrt haben, ohne daß die Heiligkeit des hohepriesterlichen Amtes dadurch wäre vermindert oder die göttliche Einsetzung desselben ernstlich wäre angefochten worden; auch haben weder der Heiland noch St. Paulus gelehrt, daß den Hohepriestern eine entsprechende Ehrung und

Achtungsbezeugung zu versagen sei, obgleich sowohl der Heiland als auch Sein großer Apostel wahrlich Personen gegenüberstanden, die „persönlich“ keine Achtung verdienten, vielmehr ihres hohen Amtes ganz unwürdig waren.

Ja, unter den vom Herrn Selber ausgewählten und berufenen Aposteln war bekanntlich Einer, der so sehr sich verirrte, daß er seinen Herrn und Meister an Dessen grimmigste Feinde verriet, — damit aber wohl die abscheulichste Tat vollbrachte, die die Sonne jemals gesehen: trotzdem wird kein vernünftiger Mensch behaupten wollen, daß dadurch der Charakter des Apostelamtes irgendwie geschädigt worden sei. Auf ähnliche Weise, verhält es sich auch, lieber Leser, mit jenen Päpsten, die ihrer hohen Würde und der Kirche Gottes persönlich nicht zur Ehre gereichten. Noch mehr: wenn man jene Päpste, die ihr Amt unwürdig verwaltet haben, zusammenzählte, so würde man im Verhältnisse zu jenen, deren Tugenden dem Christentum Ehre machten, nicht so viele herausbringen, als der eine Judas im Verhältnisse zu der Zahl der übrigen Apostel gewesen. Wenn also die Würde der Apostel durch diesen Umstand nicht geschwächt und ihre Vollmacht nicht gemindert wurde, so dürfen wir wohl fragen, ob denn das Papsttum nach den Vergehen einzelner Päpste dürfte beurteilt werden? Gerade über diesen Punkt fristet eine ganze Menge von immer und immer wieder vorgebrachten Irrtümern und Mißverständnissen ihr unberechtigtes Dasein. Zunächst ist es ganz gewöhnlich, daß man den besonderen, persönlichen Charakter des Papstes und sein öffentliches, amtliches Auftreten (wenn ich so sagen darf) mit einander ver-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 6. September.** Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten. Magnus. Schutzengelst. Evangelium Matthäus VI, 24-33. Epistel: V, 16-24.
 - St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion der Elementarschulkinder.
 - Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Kinder der Schulen an der Acker- und Lindenstraße.
 - Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Monatliche hl. Kommunion der Kinder in der 1/8 Uhr hl. Messe.
 - Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Vortrag für den III. Orden des hl. Dominikus.
- Montag, 7. September.** Regina. • Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Feier des ewigen Gebetes. Aussetzung des hochw. Gutes um 6 Uhr und hl. Messe, 7 Uhr hl. Messe, 8 Uhr hl. Messe und 9 Uhr feierl. Hochamt. Abends 8 Uhr feierl. Komplet.
- Dienstag, 8. September.** Mariä Geburt. • Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Morgens 5 Uhr hl. Messe, Te Deum und Schlußgebet.
- Mittwoch, 9. September.** Gorgon.
- Donnerstag, 10. September.** Pulcheria, Nicolaus v. Tolentino.
- Freitag, 11. September.** Protus. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg. • St. Martinus: Ewiges Gebet. hl. Messen um 6, 1/8, 1/9, 1/10 Uhr feierl. Hochamt und 11 Uhr hl. Messe.
- Sonntag, 12. September.** Vinand. • St. Martinus: Morgens 5 Uhr Hochamt mit Te Deum und Schlußgebet.

mennt, obwohl zwischen beiden notwendig ein Unterschied gemacht werden muß. Indem nämlich der Heiland dem hl. Petrus und dessen Nachfolgern eine so hohe Gewalt verlieh, gab Er ihnen ein Mittel sowohl zu großem Uebel als auch zum größten Guten, unter persönlicher Verantwortlichkeit. — Er ließ sie im Besitze ihres eigenen freien Willens, und zwar in der gefährlichsten Stellung, die ein Mensch nur immer einnehmen kann. Das setzt also die Möglichkeit voraus, daß eine gewisse Anzahl derselben ihres Standes unwürdig war; und daß dieses tatsächlich der Fall gewesen, leugnen wir Katholiken nicht. Allein in einer ganzen Reihe von Fällen haben wir hier mehr Verunglimpfung und wahrheitswidrige Darstellung zu verzeichnen, als in irgend einem anderen Teile der Geschichte. In Betreff der Päpste der ersten Jahrhunderte wird kein Mensch in Abrede stellen, daß sie Alle dessen würdig waren, was sie erhielten: eines Platzes im Heiligenkalender! Ebenso haben nicht nur katholische, sondern auch protestantische Schriftsteller mit Recht behauptet, daß es seit der sog. Reformation des 16. Jahrhunderts nichts so Musterhaftes und eines so hohen Standes Würdigeres habe geben können, als die Tugend und Sitteneinheit aller derer, die auf den Stuhl des hl. Petrus erhoben wurden.

Die gelachten Vorwürfe beschränken sich also auf die Jahrhunderte des „finstern“ Mittelalters. Hier ist aber wohl zu beachten, daß die, welche sich herausnehmen, über diese Periode der Geschichte ein Urteil zu fällen, in der Regel mit dem Geiste dieser Zeitperiode gar nicht vertraut sind: sie verdammen das Verhalten und die Amtsführung der Päpste jener Zeitperiode, weil sie von ganz falschen Gesichtspunkten ausgehen, weil sie unsere jetzigen Zeitverhältnisse und Anschauungen als Maßstab gebrauchen zur Beurteilung der mittelalterlichen Verhältnisse und der damals herrschenden Anschauungen. Daß in solches Verfahren zu ganz irrigen und ungerechten Schlüssen führen muß, liegt auf der Hand. Es gereicht gerade unserer Zeit zum unergänglichen Ruhme, daß sie hervorragende Männer hervorgebracht hat, die mit der Fackel der Wahrheit in dieses Chaos von Vorurteilen und Irrtümern hineingeleuchtet haben.

„Die beste Verteidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seins“ — so schrieb im Jahre 1823 der berühmte protestantische Gelehrte H. v. D. Daß die Kirche die Wahrheit in der Geschichtsforschung nicht zu fürchten hat, beweist u. a. die hochherzige Eröffnung der päpstlichen Geheim-Archive durch den hochsel. Papst Leo XIII., dessen großer Vorgänger gleichen Namens, der hl. Leo I. (461), sich bereits dahin ausgesprochen hatte, daß die Würde des hl. Petrus durch einen unwürdigen Erben nicht Schaden leiden könne.

Mariä Geburt.

Kulturgeschichtliche Skizze von G. Langfeldt.

Das Fest Mariä Geburt, 8. September, welches zum Unterschied von Mariä Himmelfahrt, dem „großen Frauentag“, der „kleine Frauentag“ genannt wird, gehörte schon Ende des 7. Jahrhunderts zu den Tagen, an denen feierliche Prozessionen angestellt zu werden pflegen. Der heilige Bonifatius führte es in Mainz ein, und seit dem 10. Jahrhundert wurde es in ganz Deutschland auch außer der Kirche als großes Fest begangen. Jetzt wird es nur noch in den katholischen Ländern gefeiert, wo es namentlich in Süddeutschland, Oesterreich und Belgien zu zahlreichen Wallfahrten Anlaß gibt.

Zu den verehrtesten Marienbildern, welche vorzugsweise an diesem Tage besucht werden, gehört das von Maria-Zell in Steiermark. Dieser Gnadenort verdankt seine Entstehung einem Priester des Stiftes St. Lambrecht, welcher, 1157 in jene Gegend geschickt, eine aus Linden-

holz geschnitzte Bildsäule der Mutter Gottes mit sich nahm und in seiner aus Brettern gezimmerten Hütte auf einem Baumstumpf aufstellte. Seine Frömmigkeit zog bald Gläubige aus nah und fern herbei, die das Bild in der „Zelle“ um Trost und Hilfe anflehten. Der Ruf des neuen Wallfahrtsortes vermehrte sich durch die Wallfahrt des Markgrafen Heinrich I. und seiner Gemahlin, welche beide schwer krank darniederlagen, im Traume aufgefordert wurden, Maria in Zell anzurufen, und sogleich genesen waren, als sie es taten. Aus Dankbarkeit ließ der Markgraf um 1200 eine steinerne Kapelle errichten, die noch jetzt in der später von Ludwig I. erbauten Kirche vorhanden ist. Im Jahre 1346 verlieh Clemens VI. allen Wallfahrern 100tägigen Ablass, der von den späteren Päpsten noch mehr ausgedehnt wurde. Ebenso mehrten sich die Privilegien und Schenkungen der weltlichen Fürsten. Im 7. Jubeljahrhundert der Ankunft des Marienbildes in Maria-Zell (1856) wurde der Ort von nicht weniger als 400 000 Pilgern besucht. Selbst aus Preßburg war eine große Prozession mit dem Primas von Ungarn an der Spitze eingetroffen. Gewöhnlich rechnet man durchschnittlich 175 Prozessionen im Jahre oder gegen 200 000 Wallfahrer. Kein Wallfahrer verläßt es, vor seinem Weggange die 1711 erbaute Kapelle zum heil. Brunnen zu besuchen, um von dem Wasser zu trinken, das sich zu beiden Seiten des Altars in Marmorbecken ergießt, und kranke Körperteile, besonders die Augen, damit zu waschen.

In Wien ziehen am Tage Mariä Geburt, an dem Wien von den Türken befreit worden ist, sämtliche Holzschreiber mit einer alten Türkenfahne nach Klosterneuburg, wo ein feierliches Hochamt abgehalten wird, und dann begehen sie sich auf die sogen. Sobiesky-Wiesen, wo Halt gemacht und gesungen, getanzt, gegessen und getrunken wird, worauf man vergnügt den Heimweg antritt. Der Ursprung dieser Sitte reicht aus der Zeit der Belagerung von 1683 her, wo der edle Verteidiger der Stadt, Graf Rüdiger von Starbemberg, der Junfer der Holzschreiber für die von ihnen bewiesene Tapferkeit besondere Privilegien verlieh. Als nämlich die Not der Belagerten aufs Höchste gestiegen war, führten Passauer Schiffer, von Linz aus, der Stadt auf 19 Schiffen Lebensmittel zu, konnten aber nicht nach Wien hineingelangen, da die Türken bei Rudsdorf die Donau mit einer großen Kette abgesperrt hatten. Da wagten sich in der Nacht 50 mutige Holzschreiber hinaus und hoben die Kette so, daß die Schiffe weiterfahren konnten und glücklich nach Wien gelangten.

Ein anderes Dankfest für die Befreiung von einer Belagerung wurde ehemals an demselben Tage in der holsteinischen Stadt Iphoe gefeiert, wo, der Volksüberlieferung nach, die „schwarze Margarete“ (dänische Königin), um das Wasser in die Stadt zu treiben und diese so zur Uebergabe zu zwingen, einen Wall und eine Brücke quer durch die Stör legen wollte, aber, weil durch das unerwartet hohe Steigen der Flut an Mariä Geburt beide Werke vernichtet wurden, unverrichteter Sache abziehen mußte, während man, wie die Legende berichtet, die Mutter Gottes über der Stadt schweben sah.

Die Tage von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt, vom 15. August bis 15. September, werden in Süddeutschland und Tirol die „Dreißigen“ oder „Frauendreißigt“ genannt und diese Zeit gilt für einflussreich. Während der Dreißigen verlieren die giftigen Pflanzen und Tiere alles Gift oder einen großen Teil desselben, das „Anblasen“ und „Anpfeifen“, das nach einem tiefgewurzten Glauben Menschen und Vieh verwirrt, schläfrig und krank machen kann, tut keinen Schaden; ein dreifach-

her Segen aber ruht während dieser Zeit auf allen Gewächsen der Erde, welche dem Menschen nützlich sind, und alle Hausmittel, Kräuter und Blumen, die man zu Tee oder Medizin nötig hat, bringen, in dieser Zeit gesammelt, dreifach bessere Wirkung hervor als gewöhnlich. Daher ist die Kräuterweibe, welche anderwärts an Mariä Himmelfahrt stattfindet, infolgedessen an vielen Orten auf Mariä Geburt verlegt worden. Ein in Tirol vielgebrauchtes Heilmittel ist der Wiberthon, ein Moos, das nach der Ansicht des Tirolers erst dann die rechte Kraft erhält, wenn es in der „Dreißigen-Zeit“ gepflückt wird. In Baiern wird bei fieberhaften Krankheiten ein Bündel von Liebfrauenstroh an das Kopfende des Bettes gehängt.

Der September im Volksmund.

Von Elmar Kernan.

„An Mariä Geburt — zogen die Schwalben fort.“ Das war im August und nun hat der September bereits an die Tür geklopft. Mit ihm aber nimmt die Ernte ihren Fortgang, in gewisser Weise erreicht sie in ihm sogar ihren Höhepunkt, namentlich was den Obstgarten anbetrifft. Aber herblich wird es bereits stark im September. Die Abende werden lang und kühl. Tag und Nacht hält sich die Waage. Spätsommer läßt seine Spinnfäden durch die Lüfte flattern. Eine gewisse Beständigkeit ist in die Witterung gekommen, die, wenn man von den immer heftiger werdenden Windstößen um die Tag- und Nachtgleiche herum absieht, recht angenehm geworden ist, denn die Zeit der großen Hitze ist vorbei und die der großen Kälte noch nicht gekommen. Langsam entblättert sich der Wald. Weiß und braun rajchelt Blatt um Blatt zur Erde nieder. Die letzten Vögel haben ihre Reise zum Süden angetreten. Es wird still in der Welt. Das sind die eigenartig schönen Tage des Septembermonats, der nunmehr gekommen ist.

Herbstmond haben unsere Vorfahren den römischen September, den siebenten Monat im altrömischen Jahre, genannt. Im heutigen Kalender ist er der neunte Monat, und zwar einer von den Monaten mit dreißig Tagen. Er ist in klimatischer Hinsicht nicht Sommer noch Winter, seine Temperatur zeichnet sich durch verhältnismäßig große Beständigkeit aus und ist außerordentlich angenehm und dem ganzen menschlichen Organismus wohlthuend. Was die mittlere Temperatur des Septembers für Städte unserer Breiten anbetrifft, so liegen folgende Zahlen vor: Hamburg 13,8°; Berlin 14,9°; München 12,9°; Karlsruhe 14,8°; Stuttgart 15°; Prag 15,2°; Wien 15,8°, und Basel 15°. Man kann also im Allgemeinen von einer mitteleuropäischen Durchschnittstemperatur von 14,7° sprechen, eine Temperatur, die bei einigermaßen vorhandener Windstille als eine recht angenehme zu bezeichnen ist.

Septemberdonner prophezeit

Vielen Schnee zur Weihnachtszeit.

Im Allgemeinen haben wir im September immer Gewitter zu verzeichnen: es sind die letzten Gewitter des schiedenden Sommers. Ob diese Gewitter aber wirklich so großen Einfluß auf die Schneebildung zur Weihnachtszeit haben, ist wissenschaftlich noch nicht bewiesen. Wie sich heuer der September gestalten wird, darüber berichtet der hundertjährige Kalender: Vom 1. bis zum 9. unfreundlich, vom 10. bis zum 14. schön, ungewiß bis zum 20., vom 21. bis 25. Regen, alsdann schön bis zum Ende des Monats. Fast ganz und gar schließt sich Habenicht dieser Wetterprognose an. Falls aber hält das erste Drittel und die zweite Hälfte des Monats für verregnet, so daß wir nach ihm also nur etwa für die Zeit vom 11. bis 15. auf leidliches Wetter zu hoffen hätten.

Astronomisch betrachtet ist der September der Monat der Tag- und Nachtgleiche. Kalendarijch nimmt am 22. September der

Herbst seinen Anfang, d. h. die Tage werden nach diesem Datum kürzer als die Nächte. Aber auch eine totale Sonnenfinsternis bringt uns dieser Monat. Sie fällt auf den 21. September, beginnt früh 3 Uhr 28 Minuten und endet 6 Uhr 27 Minuten. Sie wird sichtbar im südlichen Afrika, an der Südküste Australiens, in den südlichen Polargegenden und im südlichen Teile des indischen Ozeans sein. Was die Konjunktur der Sonne anbelangt, so tritt unsere Lichtspenderin in diesem Monat in das Zeichen der Waage. Von den Planeten bleiben Merkur und Venus unsichtbar. Mars ist Abends etwa dreiviertel Stunden lang sichtbar. Jupiter ist gegen Mitternacht am südlichen Sternhimmel aufzufinden, Saturn ebendasselbst, jedoch in den frühen Abendstunden und Uranus geht bereits um 10 Uhr Abends unter. Die einzelnen Phasen des Mondes gestalten sich schließlichs folgendermaßen: Vollmond 7. September, letztes Viertel 14. September und erstes Viertel 28. September.

Ebenso interessant wie die Naturerscheinungen ist auch vieles Andere. So sind denn auch die Bauernregeln und Wetterprüche für den September recht charakteristisch; sie verdienen es, daß eine Anzahl davon hier Platz finde:

Donnert es oft im September,
Sieht's viel Schnee im Dezember.

Der Landmann darf auch jetzt die Hände nicht in den Schoß legen, denn es kann eher Schnee geben, als man für gewöhnlich annimmt:

Späte dich, daß die Felder leer,
Es' du's glaubst, kommt der Winter einher.

Jedoch meistens hat der September absolut keinen winterlichen Charakter. Späte Blumen erhöhen seine Lieblichkeit und neben Reseden und Aftern finden sich hin und wieder auch noch Rosen:

Spät noch Rosen im Garten,
Läßt der Winter warten.

Für unsere Laubbäume ist der September der Monat der Früchte:

Viel Buchennüsse und Eichel,
Dann wird der Winter schneicheln.

Im Allgemeinen aber „herbstelt“ es nun doch. Die Hundstage mit ihrer Hitze sind vorüber, frischer geht der Wind und die Abendkühle macht sich bemerkbarer, als in den vorhergehenden Monaten:

Was der August nicht löst,
Wird der September nicht braten.

Der Bauer sieht es gern, wenn der September nicht der Monat mit den klaren, stillen Tagen ist. Er zieht den Regen vor:

Im Septemberregen
Für Saaten und Aeben
Ist dem Bauer gelegen.

Wie in jedem Monat haben auch im September die Kalenderheiligen ein Wörtchen mitzusprechen:

Auf Lambert hell und klar
Bringt ein trocknen Frühjahr.

Von dem großen Lohn, Zahl- und Kündigungstag des Landmannes heißt es:

Wenn Matthäus weint statt lacht,
Er aus dem Wein oft Eßig macht.

Der Regidientag hat eine meteorologische Bedeutung für den Verlauf des ganzen Septembermonats:

It's am Regidientage schön,
Dann wird auch gut der Herbst bestehn.

Schließlich heißt es noch vom Tage des heiligen Michael, daß er eventuell einen milden Winter bringen könne:

Regnet's am Michaelistag,
So folgt ein milder Winter nach.

Diese Bauernregeln sind dem Landmann für seine Arbeiten oft gute Fingerzeige und eine große Hilfe. Ihm bringt der September eine ganze Menge Arbeit.

Ein Herbst der warm und klar,
Ist gut für's nächste Jahr.

Diese Bauernregel dürfte für den Landmann etwa das beste Septembergeleitwort sein. Doch nicht nur dem Landmann bringt der

Herbstmond schöne Dinge. Auch für den Jäger hat er mancherlei übrig:

Je rauher der Hase,
Je bald'er erfriert die Nase.

So sagt ein altes Waidmannswort. Da heißt es nur, darauf Acht geben, daß gerade in diesen Monat die Hirschbrunst fällt. Für den Angler sind im Herbstmond durch Geese geschütt: Lachs und Aal. Ihre Laichzeit fällt nämlich in den September.

So steht der September vor uns selbst das Bild einer reifen Frucht, rotwangig und göttig, segenspendend, ein stiller Abglanz des scheidenden Sommers. Noch einmal vergoldet die Sonne mit ihrem warmen Glanz die Welt. Schon rascheln im ersten welken Laube die Herbststürme, bald werden die langen Nächte die ersten Nachtreise aushauchen. Noch ein paar Wochen, wenn die Rüsse vom Baum und die Trauben vom Geländer eingeerntet, dann zieht mit dem letzten Vogel auch der letzte Sommerstrahl aus der Welt. Herbstregen wird die ersten Flocken ankünden und der Herbststurm in den Lüften wird dem sterbenden Sommer einen brausenden Totenchoral aufspielen. Deshalb nehme Jeder noch die letzte Sonne und die letzte Wärme, die uns der September bringt, mit. Niemand versäume es, diese stillen, klaren Spätsommertage bis zur Reife auszukosten: sie machen die Seele still und wunschlos und geben dem Herzen eine heitere Zufriedenheit. Das ist die hohe und erhebende Schönheit des Herbstmonats.

Geruchssinn und Wohlgerüche.

Von Kurt von Walfeld.

Die Pflege des Geruchssinnes und der Gebrauch von Wohlgerüchen stehen heutzutage auf einem niederen Standpunkte. Es gibt sehr viele Menschen, denen es ganz einerlei ist, ob sie gut riechen können oder nicht. Das ist eine große Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, die nur zu tadeln ist, denn man sollte den Geruchssinn schon aus dem Grunde durch Übung stärken, weil er den Menschen vor Schaden bewahrt, indem man oft riechen kann, ob ein Nahrungsmittel, sei es Speise oder Trank, verdorben ist oder nicht.

Wer schlecht riecht, der schmeckt auch schlecht, denn Geruchs- und Geschmackssinn hängen unzertrennlich zusammen; man nennt sie die chemischen Sinne, weil man durch sie gewisse chemische Eigenschaften der Körper ermittelt. Wie ähnlich sich Geruchs- und Geschmackssinn sind, geht daraus hervor, daß wir gewisse Empfindungen bald dem einen, bald dem anderen dieser beiden Sinnesorgane zuschreiben, und daß solche Empfindungen in Wirklichkeit Mischempfindungen durch die Erregung beider Organe sind. Beide Sinne verlangen, daß die Schleimhaut, in welcher sich die Endorgane der betreffenden Sinnesnerven verbreiten, feucht ist, und daß das zur Empfindung zu bringende eine gasförmige oder tropfbar flüssige Form hat. Geruchs- wie Geschmackseindrücke werden durch die erregten Geruchs- und Geschmacksnervenfasern zu den Zentralorganen im Gehirn geleitet und erwecken so im Bewußtsein die Vorstellung einer Geruchs- und Geschmacksempfindung. Der Riechapparat zerfällt in zwei Abteilungen, in die äußere Nase und in die Nasenhöhle, auch innere Nase genannt. Die äußere Nase dient zum Ein- und Austritt der Luft, zum Schutz des eigentlichen Geruchsorgans, den Riehzellen in der Nasenhöhle. Diese ist aber nicht bloß für den Geruchssinn da, sie hat auch Einfluß auf die Modulation der Stimme und der Sprache. Wer also für seinen Geruchssinn Sorge trägt, verbessert auch seinen Stimmapparat.

In die Nasenhöhle gelangen die Riechnerven vom Gehirn aus durch die Löcher im Dache der Nasenhöhle. Diese Nerven füllen aber die Nasenhöhle so vollständig aus, daß nicht etwa, wie viele Menschen glauben, Schnupftabak, Blütenstaub oder gar kleine Tiere aus Blumen, an die man riecht, in den Schädel,

in das Gehirn schlüpfen und dort Unheil anrichten können. Daß der Sitz des Geruchssinnes oben in der Nasenhöhle ist, geht schon daraus hervor, daß wir, um einen Geruch besser zu genießen, die Luft bei geschlossenem Munde durch die Nase kräftig einziehen, dagegen nur mit dem Munde atmen, wenn schlechte Gerüche in der Luft sind.

Das Riechbare sind in der Luft aufs Feinste verteilte und abgelöste Teile riechbarer Körper, lange Zeit glaubte man nämlich, daß der riechbare Teil der Körper ein ganz besonderer Stoff sei, den man Aroma nannte. Heute weiß man, das Aroma nur feinvvertelte Bestandteile des riechenden Körpers sind. So verliert der Kampfer, der Moschus durch das Mischen an Gewicht. Das gilt nicht nur von einfachen, sondern auch von zusammengefügten Körpern, von mechanisch gemengten, vorausgesetzt, daß jeder zur Mischung verwandte Körper einen Geruch hat.

Künstliche Gerüche kannte man schon im grauen Altertum, ja die Vorzeit war der Neuzeit in diesem Punkte weit über. Schon die alten Ägypter kannten den Moschus und Ambra, das Castoreum und Zibetum und machten fleißig Gebrauch davon. Das Lieblingsparfüm der alten Ägypter aber wurde aus dem Fenna-Strauch gewonnen, aus der Blüte. Wir kennen nur noch die Wurzel die unter dem Namen Alkanna-Wurzel bekannt ist und zum Rotfärben benutzt wird.

Von den Ägyptern lernten die Griechen und Römer den Gebrauch und die Herstellung der Wohlgerüche. Das alte Rom hatte eine ganze Anzahl von Parfümerie-Läden. Das Salben der Haut, das wir garnicht kennen, war bei den Römern an der Tagesordnung. Die orientalischen Völker kennen es auch heute noch, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie im Altertum. So erzählt die Bibel, daß die schöne Esther sechs Monate lang mit Ambra und Myrrhen parfümeriert wurde, bevor man sie zum König brachte. Weihrauch und Myrrhen sind tägliche Gebrauchsgegenstände bei den Orientalen. Das heiße Klima macht die Hautausdünstung, besonders bei reichlicher Nahrung, leicht übelriechend.

Dieselbe Erfahrung machten die Römer in der äppigen Kaiserzeit. So wurde das Parfümieren des Körpers, der Wohnung, der Badestuben zur Gewohnheit, ja, schließlich zu einer Manie. Das Parfüm sollte die schlechte Luft verbessern. Von dieser falschen Ansicht sind wir zurückgekommen. Kein Parfüm, es mag heißen wie es will, verbessert die Luft, es überläßt höchstens die schlechte Luft. Wirkliche Luftverbesserer sind Sonnenschein und steter Luftwechsel.

Die Manie zu Wohlgerüchen dauerte in Italien bis ins siebzehnte Jahrhundert. In Frankreich sollen oft jährlich viele Millionen Francs für Parfümerien ausgegeben worden sein, so daß man den Hof zur Versailles nur noch „la cour parfumée“ nannte.

Vom siebzehnten Jahrhundert ab tritt der Gebrauch von künstlichen Wohlgerüchen immer mehr zurück, um der Empfänglichkeit für natürliche Wohlgerüche Platz zu machen. Die abgestumpften Geruchsnerve gewinnen mit der Zeit wieder ihre natürliche Kraft und Fähigkeit und reagieren auf den leisesten Anreiz. So ist es zum Glück im Allgemeinen bis heute geblieben, denn die Sinnespflege ist gerade in unserer nervösen Zeit von höchster Wichtigkeit.

Durch unsere fünf Sinne zieht Gesundheit und Geist in unseren Körper ein. Wer also seine Sinne pflegt, der stärkt seine Gesundheit und sorgt für seinen Geist, weil die Sinne die Zubringer der geistigen Nahrung zum Gehirn sind, wo diese Nahrung dann durch Vorstellungen, Urteile und Schlüsse verarbeitet wird.

Die Sinnesstätigkeiten können aber nur dann richtig vor sich gehen, wenn passende Sinnesindrücke auf gesunde Sinnesorgane einwirken und durch die Sinnesnerven or-

dentlich zum normalen Gehirn hingeleitet werden.

Der Hauptgrundsatz einer naturgemäßen Pflege der Sinnesorgane ist derselbe bei allen anderen Organen, und zwar zweckmäßiger Gebrauch, richtige Übung, angemessene Ernährung und sorgfältige Abhaltung aller schädlichen Einflüsse. Wie aber wird da oft leichtfertig gehandelt. Es ist wahrlich für Viele Zeit, ernstlich Recht zu machen.

Der Mann mit dem Wolfsbrief.

Von J. v. d. Düna.

Seit einigen Woche schon herrschte eine Hundswärme im mittleren Rußland, das ich, um Land und Leute kennen zu lernen, bereisete; eine solche Wärme ist dort selten.

Ich reiste nicht allein; mein guter Freund Davidoff begleitete mich und war mein lebenswürdiger Cicerone. Er war Russe, ich bin Deutscher. Wir hatten uns vor Jahren bereits in Deutschland kennen gelernt, daß er f. Z. in der nämlichen Absicht besucht hatte, wie ich jetzt sein Vaterland.

Ich lebte als Journalist in Petersburg. Dort hatte ich ihn aufgesucht; er sorgte vorerst dafür, daß ich die Residenzstadt an der Newa bei Tag und Nacht und Sonnenschein und Nebel gehörig kennen lernte, und nun besaßen wir uns auf der Tour ins Innere des Landes.

Wir hatten mit der Bahn die Stadt Z. erreicht, über der man nachsagt, daß sie in mancher Beziehung Petersburg den Rang ablaufe, einige Tage unserer Gegenwart huldvollst gewidmet und waren dann mit einem gemieteten Fuhrwerk, das aus einem zweirädrigen, klapprigen Wagen, drei teils lahmen, teils feurig gewesenen Säulen und einem in einen Kutscherpelz gehüllten Schafe — pardon, einem in einen Schafspelz gehüllten Kutscher bestand, auf die Dörfer gefahren.

Ja, die Dörfer Rußlands muß man kennen gelernt haben, sonst kennt man dieses Land überhaupt nicht.

Wir redeten dem Kutscher gut zu, er bemühte sich, in der russischen Peitschenprache seinen Pferden unsere Wünsche, möglichst schnell vorwärts zu kommen, mitzuteilen, und, nachdem dieser Kontakt glücklich hergestellt war, ging es so leidlich die holprige Landstraße entlang, auf der wir nach sechs Stunden Weges gegen Abend in dem Walddorfe B. eintrafen.

Unterwegs hatten wir Gelegenheit gehabt, die chemische Zusammensetzung der russischen Landatmosphäre zu studieren. Sauerstoff und Stickstoff enthält sie ja auch wohl; doch ist der Stickstoff, der sich in Form von Staub unserer Lungen und vor allem unseren Kleidungsstücken mitgeteilt hatte, dort in bedeutend größerer Quantität und in wesentlich gemeinerer Qualität vorhanden, als in unseren deutschen Breitengraden.

Als wir aus dem Wagen sprangen, der vor dem einzigen Gasthause des Dörfchens gehalten hatte, war es unser Erstes, uns gegenseitig abzustauben. Bürsten hatten wir Gott sei dank mit, aber die armen Borstendinger sind damals so malträtiert worden, wie wohl noch nie in unserm deutschen Vaterlande eine normale Bürste mag mitgenommen worden sein. Ihre Haare flogen nur so, sie kündigten uns ihre Freundschaft auf immer.

Hatten wir unterwegs den Schafspelz unseres Rosslenkers auch unserer Betrachtung dahingehend unterzogen, wie ein Mensch im Sommer bei fast zwanzig Reaumurgraden eine solche Schafslast auf seinem Kadaver herumzuschleppen könne, so wurde uns jetzt mit einmal des Käufers Lösung: der Kerl zog den bestäubten Pelz aus und zeigte sich unseren Blicken als vollständig bakterienfreies Individuum. Den Pelz aber reinigte er auf höchst einfache Weise; er schlug ihn, am Aufhänger festhaltend, mit voller Wucht an das Tor der Budise ein, zwei, dreimal, und damit war der Reinigungsprozeß beendet.

Es war schon ziemlich dunkel, als wir in das Waldhotel eintraten.

Nur ein Zimmer war für die Gäste reserviert; im ganzen hatte das primitive Holzhäuschen 4 Zimmer, zwei unten, zwei oben. Das zweite untere Zimmer — das Gastzimmer lag auch zu ebener Erde — war das Wohnzimmer der Besitzerin des Wirtshauses; oben logierten Gäste, wenn welche da waren, nun, und waren keine da, dann hausten die sechs Kinder der Frau darin, als ob es ihre Spielzimmer wären.

Die Ueberzeugung wurde uns, als wir das eine der oberen Zimmer in Augenschein nahmen, nachdem wir den Preis dafür mit 2 Rubeln für eine Nacht vereinbart hatten. Und vis-a-vis im anderen Zimmer, wurde unser Kutscher untergebracht für einen Rubel. Der Kerl war müde und ging bald schlafen.

Wir aber, die wir doch auf einer Studienreise begriffen waren, wir gingen noch nicht schlafen. Nachdem wir ausgekundschaftet hatten, daß der Keller der Wirtin-Witwe noch etwa zwanzig Flaschen Bier und auch noch ein Fäßchen Schnaps an Getränken, sowie Brot, Butter, Käse und Quas — der verehrliche Leser muß schon selbst in einem russischen Kochbuch nachsehen, was das für Zeug ist, sein Rezept hier mitzuteilen, wäre zu unständlich! — an weiteren leiblichen Genüssen in seinen kühlen Mauern barg, da begaben wir uns in das Gastzimmer, ließen uns gehörig aufstapeln und gaben der Wirtin die reelle Absicht kund, die ganze Nacht aufzubleiben; erst gegen Morgen wollten wir uns dem Morpheus anempfehlen, dann nach einer mehrstündigen Siesta das Dorf ansehen und hierauf weiter reisen... wieder auf die Dörfer.

Wider Erwarten acceptierte die alte, redelustige Dame unseren Vorschlag und versprach uns, Gesellschaft zu leisten.

Damit fing sie auch gleich an, als sie uns das Abendmahl vortrefflich munden sah. Sie setzte sich uns gegenüber an den alten, zerstückten Eichentisch und qualmte eine selbst fabrizierte Papyrusse, daß es eine Lust war. Dabei sprach sie vom Wetter, vom hl. Laurentius, der es in diesem Jahre mit der Ernte offenbar gut meine, vom zweiten Töchterchen des Jaren, vom Schweineschlachten, das erst gestern stattgefunden und wofür sie würdige Beweise noch in der hinteren Kammer habe und von... hier dämpfte sie ihre schrille Stimme um ein Bedeutendes! — von dem Manne mit dem Wolfsbriefe, der dort hütete in der Ecke saß und schlief.

Hier stutten wir unwillkürlich; denn bis zu diesem Augenblicke hatten wir in der Tat nicht bemerkt, daß noch jemand, außer uns dreien, im Gastzimmer war. Richtig, in der einen Ecke des spärlich erleuchteten Stübchens saß noch eine vierte Person, die allerdings zusammengesauert war, auf die Tischplatte das Haupt gelegt hatte und, dem lauten Atmen nach zu urteilen, den Schlaf eines Gerechten schlief.

„Was für ein Mann ist das?“ fragte ich neugierig.

„Ein Mann mit dem Wolfsbriefe!“ antwortete eifrig die Madame Wirtin, die bereits entdeckt hatte, daß ich ein neugieriger Ausländer war; denn, welche Mühe ich mir auch gab, mein russischer Jargon klang doch etwas unnatürlich.

„Kennst Du das echt russische Ding eines Wolfsbriefes noch nicht?“ wandte sich mein Freund an mich.

„Habe in meinem Leben noch nie etwas davon gehört!“ konnte ich ihm nur versichern.

Wir hatten etwas laut gesprochen, in jener Ecke rührte sich's mit einem Male. Ein Mann war's mit auffallend intelligenten Zügen, aber höchst defekter Kleidung. In seinem gebräunten Antlitz lag offensichtlich ein Zug von Lebensüberdruß; aus seinen Augen wieder blickte ein unheimlicher Feuer, das Ironie, Mut, Trotz und Haß zu paaren schien.

Mein Freund nahm das Wort, wandte sich direkt an jenen Fremden und sagte: „Mein

Herr, wollen Sie unser Gast sein heute Abend?“

„Sehr gern, wenn es die Herren gestatten,“ antwortete jener höflich und war auch bald an unsere Tisch.

„So, mein Herr“, begann mein Freund wieder, „erst stärken Sie sich am Essen und Trinken, so lange es Ihnen nur schmeckt, und dann haben Sie wohl die Güte, uns Neugierigen etwas von Ihrem schrecklichen Wolfsbriefe zu erzählen!“

„Sind die Herren Polizeibeamten?“ rief der Fremde erschrocken und ließ im Augenblicke die Gabel fallen, die er bereits zum Munde geführt hatte.

„Um Gottes Willen, nein, harmlose Journalisten, der hier aus Deutschland, ich aus Petersburg“, führte mein Freund das Gespräch weiter, „wir sind auf einer wissenschaftlichen Vergnügensreise und hörten von unserer heutigen Frau Wirtin vor einigen Minuten erst von Ihrem fürchterlichen Schicksal. Nur das menschliche Mitleid mit Ihnen ließ uns die Bitte vortragen, daß Sie uns erzählen möchten. Aber nun erst stärken Sie sich, Sie werden es nötig haben!“

Der Mann weinte, als er uns jetzt ansah, dann aß er und dann erzählte er: „Ich bin Doktor der Philologie. In Kiew hatte ich Stellung am Gymnasium. Da entstand in den oberen Klassen unserer Anstalt eine Revolte. Man war mit dem Zwange nicht zufrieden, der von oben herab ausgeübt wurde dahingehend, daß es sämtlichen Schülern der höheren Klassen verboten ward, abends zusammen zu kommen in ihren Quartieren und über politische Dinge zu reden. Ich partiierte mit den jungen Studierenden, ich sportete sie an, für Geistesfreiheit zu kämpfen. Es kam zum Tumult, Kosaken mußten einschreiten, doch nein, man ließ sie einschreiten. Sechs Schüler wurden getötet durch ihre Schüsse, die andern gefangen genommen; ich auch. Sie belagerten den Laufpaß vom Gymnasium, ich, ich bekam den achtjährigen Wolfsbrief. Ich will meine acht Jahre hinwandern durch das Vaterland und auf Rache sinnen, auf Rache gegen die, welche die Geistesfreiheit beschränken und mein Lebensglück vernichtet haben.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Gaststübentür, ein Polizist erschien und meldete dem, der soeben gesprochen hatte und plötzlich verstummt war, daß die sechs Stunden Fast abgelaufen seien und er sich bereit machen müsse, unter seiner, des Beamten, Bedeckung über die Dorfgrenze abgeschoben zu werden.

„Guten Abend, meine Herren, Gott mit Ihnen in Rußland!“ sagte der Unglückliche tonlos und war bald mit dem Beamten verschwunden.

„Der Arme“, stöhnte mein Freund und wandte sich zu mir. „Er hat den achtjährigen Wolfsbrief. Acht Jahre muß er ruhelos das Land durchwandern, sich zur Polizei begeben und dort melden, wenn er in ein Dorf oder eine Stadt einkehren will, darf nirgends länger als sechs Stunden verweilen, dann wird er durch einen Beamten der Polizei wieder über die Ortsgrenze transportiert. Ist er vermögend, so mag es am Ende noch einigermaßen erträglich sein, dieses Los eines modernen russischen Juden. Wer aber nichts hat, der muß betteln, wie ein Lump, und wäre er ein Gelehrter! Nun weißt Du, Freund, was es heißt, ein Mann mit einem Wolfsbriefe zu sein. Danket Gott, daß Ihr in Deutschland diese „Kultureinrichtung“ nicht habt!“

Ich sagte nichts, ich trank nur, trank immer wieder; Davidoff lachte.

Zeitiger, als beabsichtigt, gingen wir schlafen; ich aber träumte von ihm, dem bedauerenswerten Unglücklichen, und werde ihn in meinem ganzen Leben nicht vergessen, den Mann mit dem Wolfsbriefe.

Ankündigungen aus voriger Nummer.

Abstrakt: Gute Ware lobt sich selbst.
Zulrätzel: Eins, Reh, Ast, Lob, Dns, Pol, Ate, Bad, Emu, Lid, See, Jm. Mesopotamien.